

niert worden sind und dennoch jetzt den Unierten sich anschließen wollen. Hier erstehen Schwierigkeiten, da nicht wenige unierte Christen jene Geistlichen ablehnen. Zu all dem sind die griechisch-katholischen Christen in der Ostslowakei ohne bischöfliche Führung. Ihr letzter Diözesanbischof ist 1960 im Gefängnis gestorben; ihr Weihbischof ist nicht Ordinarius des Bistums, wohnt wohl in der Bischofsstadt, hat aber dort nicht einmal Zutritt zu dem Amtsgebäude, das früher Eigentum der Diözese war. Der Heilige Stuhl hat einen Apostolischen Administrator ernannt, der jedoch nicht Bischof ist. Die Anzahl der Priester ist gering, die meisten sind alt und z. T. noch in anderen Berufen tätig. Die wenigen Alumnus des byzantinisch-slawischen Ritus studieren in Preßburg, Leitmeritz und Olmütz, da für sie eine eigene Ausbildungsstätte derzeit noch fehlt.

Was bereits vor 15 Jahren bekannt war, ohne daß es amtlich bestätigt wurde, ist während des Prager Frühlings offen ausgesprochen worden: Die Liquidierung der griechisch-katholischen Kirche in der ČSSR war von Moskau politischer und ideologischer Führung diktiert worden. Der heute amtierende Erste Parteisekretär der KPČ ist glaubwürdigen Berichten zufolge daran auch persönlich interessiert gewesen. Inzwischen hat aber in Prag und in Preßburg die Einsicht sich durchgesetzt, daß mit jenem Vorgehen eine gefährliche nationale Frage berührt worden ist, die heute die Regierungen in Prag und Preßburg mit nationalistischen Tendenzen konfrontiert, die weder dem Interesse der Gesamt-Tschechoslowakei noch dem des slowakischen Volkes dienlich sind. Im Laufe der letzten Jahre ist insbesondere im ukrainischen Volksteil der Ostslowakei eine großukrainische Bewegung rein gefühlsmäßig herangereift, die von einer Groß-Ukraine träumt, zu der die abgetretene Karpaten-Ukraine, die ganze Slowakei und Teile Mährens bis zu dem altehrwürdigen Velehrad hin einbezogen werden sollen. Es ist verständlich, daß solche politische Träumereien den tschechischen und slowakischen Politikern sehr unangenehm sind. Es ist daher durchaus glaubhaft, daß die Regierung auch von

da her sich veranlaßt sah, die griechisch-katholische Kirche in der Slowakei wieder zuzulassen. Gegen ihren Willen, aber auch ohne es verhindern zu können, sind so die unierte Katholiken in der Slowakei in dieses Gedankenspiel einbezogen. Damit sind sie aber aufs neue politischen Erwägungen ausgeliefert. Dazu kommt, daß in letzter Zeit wiederum Parteifunktionäre der alten Garde ihre für kurze Zeit verlorenen Machtpositionen bezogen haben. Werden sie sich wiederum an den unierte Katholiken vergreifen und sie einer ideologisch unterbauten politischen Raison oder einem zweiten freundschaftlichen Wink aus Moskau opfern?

Eine ökumenische Aufgabe

Was sich im Sommer 1968 in ostslowakischen Dörfern ereignet hat, war gewiß Ausprägung einer lange Zeit hindurch unterdrückten Verbitterung entrechteter Christen. So manche Übergriffe haben jedoch nicht nur das Gebot des Evangeliums verletzt, sondern auch ökumenischen Bemühungen geschadet. Und doch scheint gerade die katholische Christenheit der ČSSR und insbesondere der Slowakei ohne Unterschied ihrer kirchlichen Eigenart dazu aufgerufen, den Brückenschlag zur orthodoxen Christenheit immer wieder zu versuchen. In ihr ist die Cyrill-Method-Tradition noch lebendig, und zwar nicht nur bei der katholischen Intelligenz, sondern auch im Volk. Wohl haben die Ereignisse des 21. August 1968 für Generationen des tschechischen und slowakischen Volkes eine Abneigung gegen Sowjetrußland erzeugt, die jedoch das religiös-kirchliche Verständnis und die aufrichtige Bereitschaft zu einer Annäherung an die Christenheit des Ostens nicht mindern sollte. Von führenden Männern der unierte Katholiken in der Ostslowakei ist diese rein religiöse Aufgabe deutlich angesprochen worden. Es wäre daher ein nüchterneres Nebeneinander von unierte und orthodoxen Christen in den ostslowakischen Dörfern erstrebenswert, um nicht noch weiterhin dem Bazillus der Feindschaft Nahrung zu geben.

Der Hindu-Moslem-Konflikt in Indien

Ausgerechnet unmittelbar vor den Feierlichkeiten anläßlich des 100. Geburtstages von Mahatma Gandhi und zudem noch im Gliedstaat Gujarat, aus dem Gandhi stammt, brachen in Indien wieder blutige Auseinandersetzungen zwischen Hindus und Moslems aus, die leider als „das größte Massaker zwischen den beiden zahlreichsten Religionsgemeinschaften Indiens seit den erschreckenden Monaten von 1946 und 1947, während deren im Verlauf der Teilung des Subkontinents mehrere hunderttausend Menschen in religiösen Feinden umgebracht wurden“ („Neue Zürcher Zeitung“, 1. 10. 69), bezeichnet werden müssen.

Ein blutiger Zwist

Die Unruhen, welche am 19. September in der Hauptstadt von Gujarat, Ahmedabad, begannen und sich von dort über den Gliedstaat ausbreiteten, forderten zwischen 1200 und 5000 Menschenleben. Hinzu kommt eine endlose Schar von Verwundeten, teilweise brutal verstümmelten, sowie mehr als 10 000 Obdachlosen bzw. Flüchtlingen.

Nach übereinstimmenden Augenzeugenberichten herrschte bei den Kämpfen eine Brutalität vor, wie man sie heute kaum noch erwarten sollte — und wie sie sich derzeit doch vielfach in Indien, auch bei politischen Kämpfen, breitmacht. Es kam zu Verbrennungen bei lebendigem Leibe, zu Tötungen mit blankem Dolch, zum Zerhacken von religiösen Gegnern. Angetrieben durch Fanatismus und aufgetauten Haß begann ein Gemetzel, das schließlich nur — allerdings sehr verspätet — durch das energische Eingreifen von Polizei und Armee beendet werden konnte. Erschreckend war besonders die hohe Zahl von getöteten Frauen und Kindern, von „kleinen Leuten“, die in den unerbittlichen Sog hineingezogen wurden, ohne sich dagegen sträuben zu können — während die anstachelnden Fanatiker sich im Hintergrund hielten oder durch Verhaftung der Rache entgingen. Die größten Opfer haben die Moslems zu beklagen, die in Gujarat wie in ganz Indien eine Minderheit sind. Insgesamt sind von den ca. 550 Millionen Indern 60 Millionen Moslems. Sie bilden damit hinter den ca. 460 Millionen Hindus und vor den etwa 10 Millionen Christen, 8 Millionen Sikhs, 3 Millio-

nen Buddhisten und 2 Millionen Jains und Angehörigen anderer Glaubensgemeinschaften nicht nur die zweitstärkste Religionsgruppe (wenn auch mit großem Abstand hinter dem vorherrschenden Hinduismus), sondern bringen damit Indien auch an die dritte Stelle der Länder mit der größten Moslembevölkerung (hinter Indonesien und Pakistan). Trotz aller Beteuerungen von Toleranz und Religionsfreiheit, trotz der Verfassungsbestimmung von Indien als einem „säkularen Staat“, trotz der am 15. August 1947 erfolgten Teilung in Pakistan und Indien als zwei hauptsächlich nach Religionszugehörigkeit getrennte Länder, trotz der bitteren Erfahrung des grausamen Mordens 1947 halten die Unruhen seitdem an, wenn auch zum Glück nicht immer in dem jetzt aufgetretenen Maße. So gab das indische Innenministerium beispielsweise bekannt, daß im ersten Jahresviertel 1968 ebenso viele Menschen bei religiösen Zusammenstößen umkamen wie während einer Periode von acht Jahren von 1956 bis 1964. 1967 kam es insgesamt zu 220, 1968 zu 346 und im ersten Viertel 1969 bereits zu 101 Zusammenstößen mit religiösem Hintergrund.

Verschiedene Darstellungen

Auseinandersetzungen größeren Ausmaßes gab es in den vergangenen Jahren im März 1964 in Rourkela, Jamshedpur und Kansbahal, im März 1968 in Kalkutta und im Oktober 1968 in Sendhawa. Fast immer löste ein für Nichtbeteiligte unscheinbarer Anlaß die Streitigkeiten aus. Einmal war es der Diebstahl der heiligsten Reliquie Kaschmirs, ein Haar des Propheten Mohammed, dann der Streit um eine Wasserstelle, diesmal schließlich — wie schon so oft zuvor — waren es die heiligen Kühe. Zwar schwanken die Angaben über die wirklichen Anfänge und Ursachen des jüngsten Zwischenfalles ebenso wie die über die genauen Todeszahlen, doch steht fest, daß das leidige Problem „Kuh“ wieder einmal ausschlaggebend war. Nach der Hindu-Version begann alles damit, daß ein mohammedanischer Polizist das heilige Buch der Hindus, Ramayana, beleidigte, indem er es trat, während die Hindus daraus bei einem Fest vorlasen. Daraufhin begannen sie mit einem Fasten für Gerechtigkeit. Eine Woche später schließlich hätten Moslems eine Prozession von Kühen in der Nähe des Jagannath-Tempels in Ahmedabad angegriffen, d. h. sie geschlagen und mit Steinen beworfen. Auf die Proteste der Hindupriester hin seien 200 Moslems in den Tempel eingedrungen, wobei zwei Priester getötet worden seien, was schließlich zu den sich weiter ausbreitenden Kämpfen geführt habe, in deren Verlauf „die ganze Stadt in Brand gesetzt und alle Moscheen in Hindugebieten zerstört wurden“ (NC News Service, 8. 10. 69). Nach Darstellung des Präsidenten des Lions Club in Ahmedabad, der sich um eine Aufklärung der Ursachen bemüht, begann alles damit, daß die bettelnden Asketen, die hinduistischen Sadhus, von denen etwa 1500 mit Hunderten von Kühen im Jagannath-Tempel leben, mit einigen ihrer Kühe in ein religiöses Moslemfest gerieten. Als sie mitten durch die Festversammlung wollten, kam es zu Raufereien, die erst nach Verstärkung von beiden Seiten ernsthafte Folgen hatten. Die dritte Version schließlich, die man hauptsächlich bei uns in der Tagespresse fand, lautete, heilige Kühe seien unkontrolliert in eine Moschee eingebrochen und von den dort anwesenden Mohammedanern mit Steinwürfen wieder vertrieben worden, was von den Hindus wiederum nicht ungestraft hingegenommen werden konnte. Die führenden

Moslems selbst stimmen der Darstellung des Präsidenten vom Lions Club zu, fügen jedoch noch als Erklärung hinzu, daß in der Vergangenheit bei ähnlichen Anlässen die Ankunft der Kühe angekündigt worden sei, so daß einige Moslems freiwillig für eine Passage sorgen konnten. Wenn dies diesmal ausgeblieben sei, so müsse man nach den Gründen dafür fragen, zumindest aber den Hindus die Schuld am Ausbruch der Gewalt geben. Interessanterweise ist der Tempel, der inmitten eines Islam-Viertels liegt, kaum beschädigt, während allein drei Moscheen, unter ihnen die 600jährige Shabe-Burbani-Moschee, fast gänzlich zerstört sind. Nach Auskunft führender Mohammedaner soll dies größtenteils das Werk aufgestachelter hinduistischer Jugendlicher und Schüler gewesen sein. Die Hindus selbst brüsteten sich damit, daß für jeden getöteten Hindu vier Moslems getötet worden seien und daß man nun endlich habe beweisen können, daß man „auch jemand“ sei und auch töten könne, womit die Schmach beseitigt sei, daß 1946 und 1949 mehr Hindus als Moslems umgekommen seien. Eine solche Sprache und solche Taten zeigen, daß leider nur wenig von dem geblieben ist, was Mahatma Gandhi so unermüdlich predigte und vorlebte. Seine wichtigsten Anliegen, nämlich die Aufhebung der Unterdrückung der „Unberührbaren“, die Einheit der Nation, das Ende der religiösen Zwistigkeiten und Gewaltlosigkeit sind auch heute noch nicht gelöste Probleme und mit die wichtigsten Aufgaben für Indien, falls es in Zukunft bestehen und seine Position in der Welt ausbauen will.

Der religiös-politische Hintergrund

In all seinen Bemühungen um eine Zusammenarbeit zwischen Hindus und Moslems sah Gandhi es als wichtige Voraussetzung an, daß von seiten der Mohammedaner nichts an der Stellung der Kuh geändert würde. Eine Versöhnung mit den Moslems ohne Rettung der Kuh für die Hindus sei ausgeschlossen, ja, seinen islamischen Freunden sagte er: „Bedingungslose Zusammenarbeit bedeutet Schutz der Kuh.“ Doch bis auf den heutigen Tag entzündeten sich an diesen heiligen Wiederkäuern die Streitigkeiten. Während die Hindus die Kühe als „Mutter“ ansehen und jedem, der sich über die frei herumlaufenden Kühe erregt, antworten, das sei doch ganz natürlich („Oder würden Sie etwa Ihre Mutter schlachten?“), sehen die Moslems die Kühe wie normale Tiere an und schlachten sie. Die Hindus verkünden zwar überall mit Transparenten „Volk von Indien! Verteidige die Kuh!“, fragt man aber nach den Gründen für die Heiligkeit der Tiere, so erfährt man meistens nur, das sei schon immer so gewesen, und den Ursprung der Verehrung kenne man nicht. Ein typischer Dialog zu diesem Thema lautet: „Nehru hat einmal gesagt, in Ländern, in denen sie nicht heilig seien, sähen sie viel fetter aus und gäben mehr Milch.“ — „Ja. Aber Gandhi hat gesagt, sie sei die Mutter von Millionen Indern, sie sei ein Gedicht der Barmherzigkeit. Nehru wird verehrt, aber Gandhi ist ein Heiliger.“ — „Auf bald drei Inder kommt eine Kuh. Indiens Kühe fressen ein Drittel der Ernte. Sie tragen jährlich vielleicht Millionen Tonnen als Dung und Brennstoff zur indischen Wirtschaft bei, aber sie liefern nur ein sehr dünnes Bächlein von Milch.“ — „Eine indische Regierung, die das Schlachten der Kühe befähle, würde morgen gestürzt sein. Man darf die Probleme Indiens nicht mit der Uhr in der Hand messen wollen.“ (Zit. nach „Rheinischer Merkur“, 30. 12. 66.) Erschwerend bei alledem wirkt sich sicherlich

auch der Glaube an eine Wiedergeburt des Menschen — auch in Tiergestalt — aus. Kommt allein deshalb schon ein Schlachten der Kühe nicht in Frage, so böte vielleicht der aufsehenerregende Plan des amerikanischen Biologen *Frank W. Parker* eine Möglichkeit, dem Problem zu begegnen und mit der Zeit die Zahl der Kühe drastisch einzuschränken. Nur so könnten die Moslems beruhigt, die Landwirtschaft wirksam saniert und manche Ernährungsprobleme gelöst werden. *Parker* entwickelte ein Kontrazeptiv aus Plastik, mit dem er in großem Umfang zunächst im nordindischen Staat Uttar Pradesh eine Versuchsreihe begann („*Time*“, 6. 11. 64). Sollten sich Erfolge zeigen, dürfte diese Aktion im ganzen Land durchgeführt werden. Da dabei aber ca. 50—100 Millionen Kühe erfaßt werden müßten, ist dafür eine große Organisation und ein langer Zeitraum erforderlich.

Ähnlich hinderlich für die Landwirtschaft, aber auch ärgerlich für Nichthindus und Ausgangspunkt für Streitigkeiten ist der teilweise anzutreffende Brauch, gerade die größten indischen Schädlinge, die Ratten (auf einen Inder kommen zehn Ratten, die jährlich 30 Millionen Tonnen Getreide verfressen), in Tempeln zu füttern. Durch einen Bericht im „*Stern*“ (29. 10. 67) über die tägliche Verfütterung von 120 Pfund Getreide an rund 100 000 Ratten im Hindu-Tempel der Göttin Karni-Mata bei Bikaner in Westindien kam es im Dezember 1968 zu einer Anfrage vor dem indischen Parlament, in deren Verlauf *Indira Gandhi* den Vorfall als „bedauerlich“ bezeichnete, ohne jedoch irgendwie auf die religiösen Hintergründe einzugehen. Wie so oft zeigte sich auch diesmal, daß die Regierung die Religion aus dem Spiel lassen möchte, sie aber dennoch indirekt in Schutz nimmt, und daß sie möglichst keine der Auseinandersetzungen und ihre Folgen bekanntgibt. Ob diese Enthaltensamkeit aus Vorsicht vor einer eventuellen Eskalation oder aus Angst vor Verlust von Wählerstimmen geübt wird, ist schwer zu beurteilen. Den pakistanischen Regierungsstellen jedenfalls gibt man damit immer neue Nahrung für die Propaganda gegen Indien und seine angebliche Hindu-Bevorzugung.

Aber so wichtig die augenscheinlichen Streitpunkte wie Kühe und Ratten auch sind, meist bieten sie doch nur den Funken für die Auslösung viel tiefer liegender Emotionen. Diese wiederum sind angefüllt oder genährt 1. durch jahrhundertelange Zwistigkeiten zwischen den beiden Religionsgruppen; 2. durch gegenseitige Verkettung zwischen Pakistan und Indien; 3. durch Streitpunkte wie Kaschmir; 4. durch teilweise materielle und angeblich personelle Benachteiligung der Moslems; 5. durch den Fanatismus der extremen Hindu-Partei *Jana-Sangh* und deren Bestrebungen, den Hinduismus zur Staatsreligion zu erklären.

Ein Erbkonflikt Indiens

Man muß weit in die indische Geschichte zurückgreifen, um die Anfänge der noch heute schwelenden Feindschaft zu finden. Hatte sich über viele Jahrhunderte hinweg in Indien schließlich um das Jahr 1000 n. Chr. herum aus den Kämpfen um Vorrang „der Brahmaismus oder wie man diese seine Phase besser zu bezeichnen pflegt, der Hinduismus“ (*Helmuth v. Glasenapp*, *Die Philosophie der Inder*, Kröners Taschenausgabe 195, Stuttgart 1958, S. 78) gegenüber dem Buddhismus und Jainismus als „einziger Träger indischen Geistes“ herausgebildet, so führte dieser „Sieg“ schon bald zum Verlust von Beweglichkeit

und Aktivität. So war man geistig auch nur wenig auf eine Auseinandersetzung mit den Mohammedanern vorbereitet, die nach mehreren Eroberungszügen endgültig 1192 ihre Herrschaft begannen, zunächst im Norden, später im ganzen Land. An der Stelle des heutigen Delhi ließ der siegreiche General, der die Eroberer aus Afghanistan angeführt hatte, unverzüglich auf dem Fundament und mit dem Material eines abgerissenen Hindu-Tempels die erste Moschee auf indischem Boden errichten. Aus der daraus entstandenen Baukunst glauben viel heute noch beweisen zu können, daß „das Eintreten der Moslems in die indische Geschichte . . . keinen Bruch in ihrer kulturellen Entwicklung“ (*Indo-Asia*, April 1968, S. 150) bedeutete. Allgemein gilt die Ansicht, der Islam habe Indien zwar erschüttert, aber auch neue Vitalität und fortschrittliche Impulse gebracht. Es bleibt aber auch seit diesem Jahr das negative Bild, das Vorurteil, daß der Islam den Hinduismus ausrotten und durch den Islam ersetzen wolle. Dabei kam es im Laufe der indischen Geschichte keineswegs zu allgemeinen Bekehrungszwängen. Bis 1526 existierten die verschiedensten Einzelreiche mohammedanischer und hinduistischer Prägung nebeneinander. Von diesem Jahr an bis formell 1857 standen Moslems an der Spitze des fast ganz eroberten indischen Subkontinents. Besonders die namentlich „von Akbar (1556—1605) geförderte Politik religiösen Friedens begünstigte die Versuche, Hindus und Moslems auf der Grundlage eines idolfreien Gottesdienstes zu einigen“ (*H. v. Glasenapp*, a. a. O., S. 85).

Doch trotz allem machte auch zu dieser Zeit der immer wieder neu erwachende Fanatismus eine dauernde Überbrückung der Gegensätze unmöglich. „So hat denn auch die Gedankenwelt des Islam auf das Hindutum in seiner überwältigenden Mehrheit keinen Einfluß ausgeübt, und seine Philosophie ist durch sie nicht in neue Bahnen gelenkt worden, sondern hat die einmal eingeschlagenen Wege unbeirrt weiterverfolgt“ (a. a. O.). In der Folgezeit hielten sich die Streitigkeiten in Grenzen, doch durch die religiöse Erneuerungsbewegung, von der beide Gruppen durch das im 19. Jahrhundert stärker werdende Eindringen westlicher Ideen erfaßt wurden, kam es erneut zu schärferen Kontrasten zwischen ihnen.

Gandhi desavouiert

Gandhi verstand es zeitweilig, durch geschicktes Aufgreifen muslimischer Institutionen (wie des Kalifen, den die Mohammedaner Indiens als ihr geistliches Oberhaupt ansahen und dessen Integrität durch territoriale Einbußen der Türkei nach dem Ersten Weltkrieg gefährdet war) eine Interessengemeinschaft von Hindus und Moslems zu schaffen, doch hielt diese Front nicht lange. 1924 brach das Bündnis auseinander. Sein ehemaliger islamischer Mitkämpfer, *M. A. Jinnah*, stieß zur Moslem-Liga und begeisterte sich immer mehr für die Idee eines eigenen Staates der Mohammedaner. Alle Bemühungen *Gandhis*, diese Trennung Indiens nach Religionsgruppen zu verhindern, scheiterten schließlich. Er glaubte bis zuletzt an die Möglichkeit einer Integration aller Religionen, war aber vermutlich nicht in der Lage, sein Bild vom zukünftigen Indien für die Moslems so anziehend zu gestalten, daß sie vom Ende einer hinduistischen Bevormundung überzeugt waren. Nach der Bekanntgabe der Teilung im Jahre 1947 kam es zu Millionenwanderungen — und dabei zu den blutigsten Schlachten der jüngsten indischen Geschichte. Hier entlud sich plötzlich die ganze über Jahr-

hunderte nicht beseitigte Gegensätzlichkeit und Feindschaft. Hieran zerbrach schließlich Gandhi. Er konnte zwar mit seinen wochenlangen Fußmärschen vielerorts die Streitenden wieder auseinanderbringen, doch die Geschichte der letzten 22 Jahre zeigt, daß selbst seine Ermordung durch einen fanatischen Hindu, die zunächst und damit beruhigend auf die beiden Kontrahenten wirkte, nur vorübergehend nachwirkte.

Doch wo liegt der wirkliche Grund für diese Feindschaft? Warum ist ein Zusammenleben so schwierig? Da rassische Gründe nicht in Frage kommen, „muß die völlig verschiedene Kultur, die die Moslems aufgrund einer völlig verschiedenen Religion entwickelt haben, als der eigentlich trennende Faktor tatsächlich anerkannt werden. Der Islam ist ein prinzipieller Monotheismus, der Hinduismus ein synkretistischer Sozialverband, der polytheistisch oder pantheistisch, theistisch, atheistisch oder philosophisch-monistisch ausgerichtet sein kann. Auf dieses synkretistische Konglomerat blickt der islamische Monotheist mit Verachtung, und diese Einstellung wird durch die militanten Ausbreitungstendenzen des Islam noch verstärkt. Es gibt andererseits kein Beispiel in der Religionsgeschichte dafür, daß der Hinduismus trotz seiner oft gerühmten Assimilationsfähigkeit einen prinzipiellen Monotheismus in sich aufgenommen hätte. Ein solches Element würde Dynamit unter den Fundamenten des Hinduismus sein und ihn sprengen, sein relativierendes Sowohl-als-auch-Prinzip, das das eine zuläßt und das andere nicht verwirft, würde in Frage gestellt sein“ (O. Wolff, Mahatma Gandhi, Politik und Gewaltlosigkeit, Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1963, S. 73).

Radikaler Hinduismus, Moslems und Christen

Damit ließe sich auch der verstärkte Kampf des starren indischen Hinduismus, wie er in der nationalistischen Jana-Sangh-Partei vertreten ist, gegen das Christentum erklären (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 213). Bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es Anfänge für die heutige Politik dieser Partei. Zum Beispiel war die Arya Samaj eine Bewegung, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die indischen Moslems zum Hinduismus zurückzuführen. Ähnlich wie heute die Jana-Sangh argumentierte man, die Moslems seien ja in Wirklichkeit nur Konvertiten. *B. G. Tilak* hatte im indischen Freiheitskampf anschließend die Parole ausgegeben, dieser Kampf müsse mit einer Renaissance des traditionellen Hinduismus

verbunden sein. Als unmittelbare Vorläufer der heutigen, 1951 gegründeten Partei gelten ferner die Hindu-Mahasabha-Partei und die Raschtriya Swayamsevak Sangh (RSS, die auch heute noch existiert), die beide alle Nichthindus untergeordnete Rollen zuweisen wollten. Die Jana-Sangh verkörpert einen orthodoxen Hinduismus, den bereits Nehru für den größten innenpolitischen Feind hielt. Dieses „reaktionäre Element“ könne nur Rückschritt bedeuten. Als einzige Partei Indiens bekennt sie sich nicht zur Gewaltlosigkeit. „Sie ist im Gegenteil einem Hindu-Nationalismus verschworen, der den indischen Moslem nur insoweit anerkennt, als er als Konvertit vom Hindu-Glauben angesehen wird“ (vgl. Indo-Asia, Januar 1968, S. 65 ff.). So ist es nicht verwunderlich, daß diese Partei die Differenzen besonders herausstellt und entfacht, alle Unruhen unterstützt und erst vor kurzer Zeit wieder die Einführung des Hinduismus als Staatsreligion verlangte.

Pakistan macht sich ständig zum Fürsprecher der islamischen Interessen in Indien und facht dadurch und durch teilweise erheblich entstellte oder übertriebene Darstellungen der Zustände noch die Aktivität der Orthodoxen an. Das führte zur Ausladung Indiens von der islamischen Gipfelkonferenz in Rabat und zur Forderung der Jana-Sangh an die Regierung, unverzüglich Israel anzuerkennen.

Besonders solange der mohammedanische Staatspräsident *Zaker Husain* noch lebte, fiel es schwer, eine Benachteiligung des Islam im öffentlichen Leben Indiens nachzuweisen. Es gibt aus dem gleichen Jahr Hinweise von der Welt-Moslem-Liga über angebliche enorme Vergehen in dieser Richtung und eine offizielle indische Gegendarstellung, in der reihenweise prominente Moslems an führender Stelle angeführt werden. Oft scheinen sich hier machtpolitische und religiöse Fragen stark zu vermischen.

Wie wird es weitergehen? Diese Frage dürfte zur Zeit wohl niemand beantworten können. Die Schwierigkeiten innerhalb der regierenden Kongresspartei lassen langfristige Lösungen momentan kaum zu. Der katholische Bischof, *E. Pinto SJ*, von Ahmedabad glaubt, Vorgänge wie die der vergangenen Wochen nicht „als Zuschauer“ betrachten zu dürfen. Wie viele andere Christen bemühte er sich um einen Ausgleich, um Befriedung, um Hilfe. Es waren keine spektakulären Erfolge. Etwas Hoffnung aber geben verschiedene Bemühungen gemäßigter Kreise aller Religionen Indiens, mit dem Dialog zu beginnen. Hoffentlich ist es dafür nicht schon zu spät.

Problembereiche zum Zeitgeschehen

Die außerordentliche römische Bischofssynode (III)

Hatten sich die Synodalen mit der Einleitungsdebatte über den doktrinalen Teil des Schemas bzw. die *Relatio Sæper* noch reichlich Zeit genommen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 534 ff.), so verliefen Diskussion und Abstimmung über Teil II und III (engere Zusammenarbeit zwischen den Bischofskonferenzen und dem Heiligen Stuhl bzw. der Bischofskonferenzen untereinander) wesentlich rascher. Dies lag daran, daß man einerseits unter einem gewissen Zeitdruck stand (wie sich rückschauend ergibt, wollte man den Zeitplan von zwei Wo-

chen strikt einhalten), aber auch die Diskussion in Arbeitskreisen sowie die Begrenzung des Themas auf praktisch-konkrete Vorschläge einen zügigeren Ablauf ermöglichten.

Diskussionen in neun Sprachgruppen

Die Diskussion in neun Sprachgruppen während der zweiten Arbeitswoche (zwei englische, zwei französische, zwei spanisch-portugiesische, eine italienische, deutsche und